

Der Spiegel

f ü r

Kunst, Eleganz und Mode.

Siebenter Jahrgang.

Halbjähriger Preis 4 fl., mit freier Postung } Man pränumerirt im Kommissionsamt zu Ofen
 sendung 5 fl. Auf Velinpapier mit ersten } (Gestaltungsauffahrt), in Ferd. Tomasas Kunsthand-
 Kupferabdrücken 5 fl. und postfrei 6 fl. E. W. } lung zu Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

L a u r a .

(Nach dem Französischen.)

Als ich in den Salon der Lady Caroline B. trat, hörte ich die letzten Verse von der sanften Stimme der Miß Clara:

Ein Wort nur! um den Frieden meines Herzens

Ah Laura, einen Seufzer nur!

Auf meine Stirne eine Liebesthräne!

Und einen Blick! für diesen Blick — mein Leben!

Nur einen Blick — und dann den Tod!

Verzeiht mir die Uebersetzung. Es folgt ein Schweigen von einem Augenblicke, während dem Miß Clara Zeit hatte, ihre schönen blauen Augen zu trocknen. Dann brach die Witzerei los; die große Mehrheit fand die Verse abscheulich, erklärte den Dichter für ein Ungeheuer und Laura... ich kann es nicht sagen; es war zu schrecklich. Das verlangte eine Erklärung.

Man sagte mir, Lord Balmore sei ein abscheuwerther Mensch, eine häßliche Kopie Byrons. Er sei seit drei Jahren in Florenz, wo er seine Landleute durch eine geheimnißvolle Verbindung mit einer Dame ärgere, welche sorgfältig in ihrem Landhause verschlossen gehalten werde und, nur durch seine Verse, unter dem Namen Laura bekannt sei.

— „Aber, Mutter,“ fiel Miß Clara ein.

„Schweig!“ entgegnete Lady Caroline. „Wäre er ein zehnmal besserer Dichter, ein Unmensch bliebe er doch.“

Alle waren derselben Meinung. Einige behaupteten, Lord Balmore habe Laura aus einem Harem im Oriente entführt, als er noch Seeräuber

gewesen. Sie sei ein verführtes, ihrem Gatten entrißenes Weib, vielleicht seine eigene Schwester. Eine alte fromme Witt verführte geradezu, sie sei seine Tochter.

„Ach, nein,“ sagte der Kapitain Whistlerwood zu mir, ohne seine langen weißen Zähne von einander zu trennen, „unfehlbar ist es eine Tänzerin von der Pariser Oper, auf die er eifersüchtig ist wie ein Löwe.“

Einige Tage nachher verließ ich Florenz, um den Winter in Rom zu bringen. Unter den Fremden, welche ich kennen lernte, befand sich auch ein junger Engländer, Namens George Denham. Wir wurden bald vertraute Freunde, obgleich unsere Charaktere sich schnurstraks entgegenliefen. George war so ernst, als ich heiter, so kalt, als ich heftig und leidenschaftlich. Er philosophirte über alle Eindrücke, denen ich mich sorglos hingab. Seine religiösen, moralischen und politischen Ansichten waren eben so fest geregelt, wie die meinigen vag und unbestimmt.

Ich liebte ihn von Herzen trotz seiner Manie, mir moralische Vorlesungen zu halten; denn ich bewies ihm zuletzt doch jedesmal, sein hoher Verstand stütze sich auf — Nichts, wie meine Illusionen, wie er es nannte.

Im Frühjahr kehrte ich nach Florenz zurück. Ich befand mich daselbst bereits einen Monat, als sich eines Morgens meine Thüre öffnete und man mir — den Lord Balmore ankündigt. Ich sprang auf und gedachte sogleich an jene Soirée bei Lady Caroline, an die Verse und an Laura. Aber man denke sich mein Erstaunen, als ich — man rathe! — das ruhige Gesicht meines Freundes George Denham erblickte.

Er mußte zuerst sprechen, denn ich stand mit offenem Munde vor ihm.

„Was ist Ihnen denn?“ fragte er mich.

— „Was bedeutet dieser Name? Sie Lord Belmore!“

„Die einfachste Sache von der Welt. Lord Heinrich Belmore war mein älterer Bruder; er ist gestorben und Sie sehen nun Georg Belmore vor sich.“

„Ach!“

„Wohin hat sie Ihre Phantastie verirrt?“

Die Lektion, die ich nach seiner Gewohnheit von ihm hören mußte, verdross mich ein wenig; doch fiel ich ihm um den Hals.

Als Erbe des Titels und großen Vermögens seines Bruders kam er nach Florenz, um die Hinterlassenschaft desselben in Ordnung zu bringen. Mir fiel Alles ein, was ich von Lord Heinrich hatte erzählen hören und ich bestürmte Georg mit Fragen, der mir mit vieler Zurückhaltung antwortete.

— „Aber Laura, Laura — was ist aus der reizenden Laura geworden?“

„Sie sind sehr neugierig. Laura befindet sich auf der Villa, dem Landhause, das mein Bruder bauen ließ und das nun mein Eigenthum ist.“

— „Sie haben sie gesehen? Sie kennen Laura?“

„Gewiß. Aber ich muß Sie verlassen,“ setzte er hinzu, indem er nach seiner Uhr sah; „ich habe diesen Morgen noch viele Geschäfte. Ich komme nur, um Sie zu fragen, ob Sie mich morgen nach der villa bella begleiten wollen?“

Der Vorschlag machte mich fast zum Narren.

— „Ohne Zweifel,“ entgegnete ich.

„Schön; wir haben drei Stunden bis dahin, holten Sie sich also um ein Uhr bereit, damit wir zum Mittagessen ankommen.“

Kaum war Georg wieder auf die Straße, als mein Bedienter zu dem Schneider eilte, um einen Jagdrock zu holen, den ich seit acht Tagen erwartete. Den ganzen übrigen Tag hatte er in Folge dieser Einladung zu lauschen. Den Abend verbrachte ich in herrlichen Träumen. Ich sang alle meine schönsten Lieder, las zehnmal die Uebersetzung der Verse Lord Heinrichs und alle Sonette Petrarcas.

Begreift Ihr die Strafe, im Schritte nach dem drei Stunden entfernten geheimnißvollen Schloßchen zu fahren? O unglückselige florentinische Postpferde!

Ich machte wunderbare Anstrengungen, meine Ungebuld zu zügeln. Georg war vollkommen ruhig, machte Bemerkungen über den Dittenbau, die Verwendung des Bodens und die Verbesserungen des Ackerbaus. Ich hörte zu, wie man es sich wohl denken kann. Er setzte seine klugen Bemerkungen mit unverwüßlicher Kaltblütigkeit fort. Kein Feld, keine Wiese, keine Heide, kein Kohlkopf entging ihm. Wäre es nicht Georg Denham gewesen, ich hätte es für Bosheit und Spott gehalten.

Endlich gelang es mir nach vielen klugen Umwegen das Gespräch wieder auf seinen Bruder zu bringen.

„Ah, mein Bruder!“ sagte er. „Seine Geschichte ist folgende: im zehnten Jahre war Heinrich ein verzogener Knabe, im fünfzehnten der schlechteste Schüler in seiner Klasse; im zwanzigsten hatte er die halbe Welt gesehen; in fünfundzwanzigsten war seine Gesundheit völlig zerrüttet und im dreißigsten starb er wahnsinnig auf der Villa Bella. Armer Heinrich!“

— „Wie! wahnsinnig aus Liebe zu Laura?“

„Ja, zu Laura,“ antwortete Georg.

Auf seinem Gesichte sprach sich die tiefste Trauer aus und er senkte den Kopf. Ich selbst konnte mich aus meinen Träumereien erst dann wieder herausfinden, als wir die duftenden Gärten der Villa Bella erreichten. Bei dieser schönen Anlage war aller englische Luxus und comort mit allen Hilfsquellen des italtenischen Klimas vereinigt. Das Haus schien bewohnt zu sein; mehrere schwarz gekleidete Diener empfingen uns ehrfurchtsvoll vor demselben. Ich machte zur Mittagstafel die sorgfältigste Toilette. Sobald die Glocke sich hören ließ, stieg ich hinauf und man führte mich in einen kleinen Saal, wo sich Georg mit Lesen beschäftigte. Er betrachtete mich lächelnd vom Kopfe bis zu den Füßen.

„Nun, setzen wir uns,“ sagte er, mich an dem Arme nehmend: „ein Dichter, welcher die Krawate zu binden versteht, wie Sie, ist fast ein Mensch und muß einen eben so profaischen Reiseappetit haben wie der Unbekannteste von uns andern gemeinen Sterblichen.“

Ich sah nur zwei Gebete einander gegenüber. Ich wagte nicht merken zu lassen, wie sehr ich mich in der Erwartung getäuscht habe, und machte, außer einigen verfohlernen Blicken nach der Thüre zu, gute Miene zum bösen Spiele. Der Name Laura ward nicht ausgesprochen; denn Georg hatte ein gewisses Lächeln an sich, das zwar nicht spöttisch ausah, mir aber doch sehr unangenehm war, das Lächeln eines völlig vernünftigen Menschen, halb mit-

leidig und halb boshaft, das immer zu sagen schien: „Sie sind ein ganz liebenswürdiger junger Mann, haben aber viel gesunden Verstand.“

(Fortsetzung folgt.)

Egypten und seine Pest.

Nach dem Französischen des Hrn. Dr. Pariset.

Von Moritz Kornfeld.

Die Pest, diese alte Geißel des Morgenlandes, welche so oft ihre Hiebe auch gegen den Norden und Westen von Europa richtete, kam fast immer aus Egypten, ihrer Wiege. Dieses Land der Wunder, beherbergt in seinem Busen den zerstörenden Keim dieser schrecklichen Giftpflanze, aber mehr durch die Fehler der Verwaltung, als durch die Verhältnisse der Natur. Der physische Zustand des Landes ist der Gesundheit sehr geberlich. Jeder Europäer, der während der günstigen Jahreszeit in's Land kommt, wird von der beständigen Heiterkeit des Himmels angenehm überrascht, er empfindet in der Atmosphäre jene Reinheit, die man immer in der Nachbarschaft lebendiger Gewässer antrifft. Reiset er auf dem Nile, dessen Wasser zwar unrein von Farbe, aber dessen Geschmack sehr rein ist, und betrachtet er die weiten angebauten Ebenen rechts und links, so ist er freudig ergriffen vom lachenden Anblicke dieser grünen Erde, welche mit Reichthümern aller Art für alle Bedürfnisse des Menschen wie übersät ist. Diese ganze große Landschaft, welche von Datteln, Vomeranzen und Zitronenbäumen, von Jasmin und Samarinden, von Weiden und Akazien beschattet wird, und durchfurchet ist von Kanälen und Dämmen, wird gegen Süden vom Sand der Wüste begrenzt, und gegen Ost und West von einer doppelten Gebirgskette wie von zwei Mauern eingeschlossen.

Besonders auf dem Gipfel des Berges Mokattam kann man mit einem einzigen Blicke diesen großen Zusammenfluß von Gegenständen umfassen, die ganze Physiognomie von Egypten überschauen, diese Fruchtfelder, diese Sandmeere, die sich am Horizont verlieren, diese lange Reihe von Pyramiden, auf welchen schon Jahrtausende lasten, und doch wie leichte Massen im Raume zu schweben scheinen, den wellenförmigen Wall der lybischen Gebirgskette am Himmelblau abgezeichnet, und diesen großen Himmel vom reinsten Lichtmeere überschwemmt; und in der Mitte dieses Zauberthales, das von so vielen Erinnerungen bevölkert ist, den nämlichen Nil, der die Kriegsheere des Cesars getränkt, wie die des Alexander, die des Cäsar, die des Bonaparte, diesen Stapelort des verschiedenartigen Weltruhms, diesen Strom, der voll Majestät in seinem weiten Bette die funkelnden Wellen ausbreitet vor dem Strahlenfeuer der Sonne. In diesen unermeßlichen Ebenen ist Alles herrlich, nur nicht die Werke der jezigen Menschen, nur nicht die Thiere, die ihm dienen, nur nicht der Mensch selbst. Welch ein Widerspruch zwischen der Prachtfülle der Natur und dem unschönen Gebrauch, den ihr Lieblingsgeschöpf davon macht. Ach, wenn je ein des Landes würdiges Volk dieses Egypten besitzen, verbessern und verschönern wird, wenn je geschickte und arbeitssame

Hände ihm
und der C
Ergebnis
niedrigen
Wenn man
betriebsam
Geizig un
hin Bahn
seine Sch
So

Wie groß
Kälte der
Nebel im
Staub im
Leben, in
Beschaffen
halten),
vergeht,
len; dies
rühmten
doch was
schen, son
fers, wel
tischen Zu
bringen,

Nu
des betrad
der Bevöl
unglücksel
nakte Gef
dem Flach
gelbe, w
Ernten.
reze Dorf
Distelblät
der Baum
das Del e
und anstat
durch den
grausamen
einer so g
so schmuzi
und dem
Erde zu
steigen mü
man wun
pusteln un

Hände ihm den alten Glanz wiedergeben, welcher Aufenthalt des Ueberflusses und der Glückseligkeit! So ist leicht zu begreifen, warum sich diese seltsame Erdgegend im ersten Lebensalter der Welt, durch ganze Jahrhunderte vor dem niedrigen Auge anderer Völker verbarg und geheim that mit seinem Glücke. Wenn man heute erfährt, daß im Herzen von Neu-Holland ein unschulbiges, betriebames und reiches Volk existirt, mit welchem brennenden Durst des Geizes und der Neugier würden die europäischen Nationen sich bis zu ihm hin Bahn brechen, um ihm sein Gebiet, seinen Frieden, seine Freiheit und seine Schätze zu entreißen. —

So günstig ist der erste Eindruck, den Egypten auf den Fremden macht. Wie groß auch die Ungemäßigkeiten des Klima's sein mögen, die feuchte Kälte der Nächte, der rasche Temperaturwechsel bei Tage, die Regen und Nebel im Delta während des Winters, die starke Hitze und der ungeheure Staub im Sommer, selbst die widrige Wirkung des Kamfin auf das thierische Leben, nichts wiegt auf, nichts verwischt diesen ersten Eindruck. Die salzige Beschaffenheit der Luft und des Wassers (nämlich Natron ist darin viel enthalten), die immerwährenden Bewegungen der Luft, indem fast kein Tag vergeht, an dem nicht entweder die gewöhnlichen Nordwinde oder andere wehen; dies Alles macht das Land zu einem sehr gesunden Orte; von der berühmten jährlichen Nilüberschwemmung wollen wir gar nichts sagen, und doch was könnte mehr geeignet sein, nicht nur das Ackerland fruchtbar zu machen, sondern auch es zu reinigen, als eine dille Lage lebendigfließenden Wassers, welche zu bestimmten Zeiten es bedeckt und durchbringt? — Die klimatischen Zustände können höchstens die Ruhr und Augenentzündungen hervorbringen, welche freilich hier sehr häufig sind.

Nun wollen wir aber die Einwohner dieses so reich ausgestatteten Landes betrachten, und zwar den thätigsten, zahlreichsten und wichtigsten Theil der Bevölkerung. Welcher Anblick von Elend und Leiden! Welche widrigen, unglückseligen Gesichter! Welche Unreinlichkeit! Welcher Gestank! Halb-nackte Gespenster, neben dem reichen Vließ ihrer Heerden, neben dem Hanf, dem Flachse, neben der prächtigen Baumwolle, welche die Felder bedeckt, grün-gelbe, wanke, ausgehungerte Gespenster neben ihren überschwenglichen Ernten. Im Jänner des Jahres 1830 besuchten die französischen Aerzte mehrere Dörfer im Delta, wo die unglücklichen Fellah's seit 14 Tagen sich mit Distelblätter ernährten, oder mit einem Brode, welches aus dem Saamen der Baumwollenpflanze gemacht wird, oder aus Leinsamen, denen man schon das Del entpresst hat. Das ist eine Nahrung ohne Nahrungstoff, reizend und anstatt die durch Arbeit erschöpften Kräfte neu zu beleben, sie vielmehr durch den Schmerz, den sie verursacht, vernichten hilft. Welche Uebel, welche grausamen Krankheiten entstehen nicht aus einer so schlechten Ernährung, aus einer so gefährlichen Ermattung! Man wundere sich also nicht, daß Menschen, so schmutzig, so schlecht genährt, so unbarmherzig der Rauigkeit der Luft und dem Uebermaße der Hitze ausgesetzt, so ohne Erholung angetrieben, die Erde zu bearbeiten, die Kanäle zu graben und auszufegen, in die sie hinabsteigen müssen, um den Koth und Schlamm mit den Händen herauszunehmen — man wundere sich also nicht, daß ihre Haut verhärtet, schrumpfig, voll Krätz-pusteln und Flechten ist, daß es auf ihrem Körper und in den Lumpen, welche

mehr ihre Narktheit zeigen, als sie bedeken, vom ekelhaftesten aller Insekten wimmelt, und daß der üble Schweißgeruch eines Fellaß schon auf 20 Schritte sich kund gibt. (Beschluß folgt.)

Gifte der Neger auf Jamaika.

Eines der tödtlichsten Gifte, dessen sich die Neger bedienen, welche deren eine ziemliche Anzahl kennen, wird aus der Wurzel der Cassava bereitet. Hat man den Saft ausgebrückt und ihn in Gährung übergehen lassen, so entkeht darin ein kleiner Wurm (?), dessen Substanz dem Körper höchst verderblich ist, sobald sie in den Magen kommt. Man verbirgt einen kleinen Theil dieses Wurmes unter einem Daumnagel, den man deshalb lang wachsen läßt; hat der Neger sein ausersehenes Opfer überredet mit ihm zu essen oder zu trinken, so läßt er bei Gelegenheit das Wurmstückchen in das Glas oc. fallen und die Person, welche es genießt, muß sterben. Ein anderes gefährliches Mittel findet man, wie man mich versicherte, in dem Garten eines jeden Negers auf der Insel, nämlich die Arsenikbohnen, die weder gegessen wird, noch zur Zierde dient, weshalb die Neger auch keinen Grund angeben, wenn man sie fragt, warum sie dem Gewächse einen Platz in ihrem Garten gestatten. Auch die Leber des Alligators soll schädliche Eigenschaften besitzen, noch mehr aber die Galle desselben. Die Eier des Alligators sind bekanntlich sehr wohlschmekend, ja die Neger auf Jamaika essen sogar das häßliche Thieres. Vorher muß indeß die Galle weggenommen werden, welche, bleibt sie darin, das ganze Fleisch verdirbt. Läßt man die Galle eintrocknen und reibt sie zu Pulver, so erhält man eines der heftigsten Gifte, von dem die Neger nicht selten Gebrauch machen.

Die Thiere auf Jamaika.

Nur dasjenige Hornvieh hält man in Jamaika zur Arbeit brauchbar, welches ziemlich schwarz ausseht. Die weißen Thiere werden von den Insekten ungemein gequält und sind um so schwächer und träger, je mehr sie weiß sind. Dagegen soll man auf der ganzen Insel kein schwarzes Pferd finden; die Schwarzen, welche man dahin bringt, werden bald braun, und Füllen, welche ganz schwarz zur Welt kommen, werden immer lichter und lichter, bis sie endlich ganz weiß sind. (Es wundert mich, daß noch Niemand auf den Einsall gekommen ist, aus der ersten Bemerkung einen Beweis, wenn auch nicht für die Rechtmäßigkeit der Sklaverei der Schwarzen herzuzunehmen, doch die Behauptung darauf zu stützen, die Pflanze könnten ohne Schwarze nicht bestehen. D.)

Lage der persischen Landleute.

So sehr der Despotismus Feth-Ali-Schah's (des Beherrschers) von Persien alle Klassen seiner Unterthanen drückt, und so groß die Lasten sind, unter denen vorzüglich die Landleute seufzen, so bezeugt doch der

englische Rath von K...
sie als ihre...
belleidet si...
Teppichen...
heiten. D...
gewöhnlich...
der Tagede...
zen Tag u...
den Tag u...
blos Ruend...

Der...
Regenzeit...
doch allzu...
zember un...
jagen; der...
ist ein frei...
mer, im C...
bisweilen...
der Nordo...
Krankheit...
an denen...
werden un...
Stande, ...
ben ihrem...
eleganten...
alsdann v...
wieder, no...
zeichen, d...
Livo li...
die Oberk...
jeder eilt...
topf (sea...

Im...
kommen r...
also, wie...
in Frank...
für die B...

englische Reisende Frazer, daß einzelne Bauern meistens einen guten Vorrath von Weizenkuchen, saurer Milch, Käse u. s. w. besitzen und daß sowohl sie als ihre Weiber und Kinder, wiewohl in grobem Zeuche, doch hinlänglich bekleidet sind. Auch haben sie eine hinlängliche Anzahl von Fitzkappen und Teppichen für den Empfang von Gästen oder andere außerordentliche Gelegenheiten. Die Schwaaeren sind wohlfeil, aber die Kleidungsstoffe theuer; ein gewöhnlicher Anzug kostet nicht weniger als 40 Thaler und hält nicht lange; der Tagelohn ist hoch; ein Mann, der Tag und Nacht pflügt, d. h. den ganzen Tag und einen Theil der Nacht, erhält einen Thaler und akert er nur den Tag über, so bekommt er einen halben Thaler Lohn. Jedoch sollen dies blos Ausnahmen sein und der größte Theil in der bittersten Armuth schmachte.

Witterung in Rom.

Der Himmel ist zu Rom fast immer schön und heiter; kaum führt die Regenzeit in dieser Hinsicht einen Wechsel herbei. Indessen ist das Klima doch allzu feucht und warm. In der Regel sind es die Monate November, Dezember und Januar, welche den Römern zwei fürchtbare Feinde über den Hals jagen; der eine ist die *Tramontana* und der Andere der *Sirocco*. Jene ist ein feischer, bisweilen sehr kalter Nordwind, dieser im Winter ein warmer, im Sommer aber erstickend heißer Südostwind, auf welchen Ungewitter, bisweilen auch Erdbeben, folgen; alsdann stellt sich meistens ein durchdringender Nordostwind ein, der, wenn man nicht sehr auf seiner Hut ist, heftige Krankheiten verursacht. Roms Horizont begrenzt ein Halbzirkel von Bergen, an denen die Dünste, welche im Winter der *Sirocco* herbeiführt, aufgehalten werden und bisweilen sehr dichte Nebel bilden. Die *Tramontana* ist allein im Stande, diese Nebelbinden von ihrer Stelle zu bewegen. Widerstehen dieselben ihrem ersten Andränge, so erwächst aus diesem Kampfe für die römischen eleganten Herren ein eigenthümliches Schauspiel. Nicht ohne Unruhe blicken sie alsdann von ihren Belvederen nach dem sabinischen Himmel. Umwölkt sich dieser wieder, nachdem es geschienen als wolle er sich aufheitern, so ist dies ein Kennzeichen, daß der *Sirocco* siegt; bekommt man hingegen in eben der Gegend *Livoli* und den Berg *Sorakte* zu Gesichte, so gewinnt die *Tramontana* die Oberhand. „Er ist Meister!“ ertönt es dann von Warte zu Warte und jeder eilt nach Hause, um sich in seinen Mantel zu hüllen und den Wärmetopf (scaldino) hervorzulangen.

Verbrauch der Bluteigel in Frankreich.

Im J. 1850 führte man 25 Mill. Bluteigel in Frankreich ein; hierzu kommen noch 20 Mill., welche in Frankreich selbst einheimisch sind. Man sieht also, wie hoch sich die Anzahl der verbrauchten Bluteigel beläuft, obgleich die in Frankreich einheimischen nicht alle verbraucht werden. Der Betrag an Geld für die Bluteigel, die man jährlich verbraucht, wird auf 3,500,000 Fr. gerechnet.

Zeitung der Nobilitäten und Ansichten.

Miszellen.

Deffa. S. Majestät der König von Griechenland haben die Debütation einer so eben hier erschienenen philosophischen Grammatik der neugriechischen Sprache angenommen und dem Verfasser derselben, Herrn Jakob Vigiopios, ein sehr schmeichelhaftes Dankfugungs-Schreiben zukommen lassen, in Anerkennung des großen Dienstes, den Herr Vigiopios durch dieses Werk, welches ein neues, schnelles und methodisches Mittel zur Erlernung der griechischen Sprache liefert, der Wissenschaft und namentlich dem neuen griechischen Staate geleistet. Ein anderes Werk von demselben Verfasser, betitelt: „Die Waife von Chios,“ in 3 Bänden, wird nächstens die Presse verlassen. Es wird dies der erste Roman sein, der in neugriechischer Sprache erscheint. (?)

Paris. Es erscheint gegenwärtig eine vollständige, von Hrn. Chazelles besorgte Uebersetzung der Werke von Jean Paul Friedrich Richter. Ob der, selbst vielen seiner Landsteute unzugängliche Humor des genialen Deutschen den Franzosen munden wird, steht dahin.

New-York. In Nordamerika erregen noch immer hie und da die in den Fabriken arbeitenden Mädchen Tumult, um ebenfalls höheren Lohn zu erlangen. Bei einem neulichen Auftritte der Art in New-York waren alle Bitten und Drohungen vergeblich; man fürchtete das Aeußerste. Endlich da die Wuth am höchsten war, ward ein junger, wohlgewachsener Katho-

herr abgeschickt, der den Mädchen zu rebete und merken ließ, die Vernünftige werde er heirathen; nach einer Viertelstunde war Alles vernünftig, und der Rathsherr hatte nun seine liebe Noth wegen der versprochenen Heirath. C.

Kunst-Nachricht.

Vesth. Die berühmte musikalische Familie v. Kontski, die überall und unlängst in Wien durch ihre eben so seltene als außerordentliche Kunstfähigkeit allgemeines Aufsehen erregte und stürmischen Beifall ärmte, ist so eben hier angekommen, und wird sich Dienstag, den 10. Juni, im Churfürstensaale auf der Violine, dem Fortepiano u. im Gesange hören lassen. Eine ganz ungewöhnliche Erscheinung ist der achtjährige Apollinar v. Kontski. Er ist bereits einer der vorzüglichsten Violinvirtuosen. Der ungeheure Beifall, den dieses Kind in Wien erhielt, gleich nur dem, der Paganini dafelbst zu Theil ward. — Alle Musikfreunde haben daher einen ganz besondern Genuß zu gewärtigen. — I.

Extra-Modenbild.

Neuere Pariser Kopypunkte. Kapote von glaciettem Gros de Naples, mit Blumen gestert. Hut von bruchstem Gros de Naples, mit Blumen gestert. Wondobonnet. Canegou von gefilterter Tulle. (Wir machen darauf aufmerksam, daß wir hiemit diese Woche das zweite illuminierte Bild liefern, als Belohnung, daß wir mehr leisten als versprechen.)

hten.

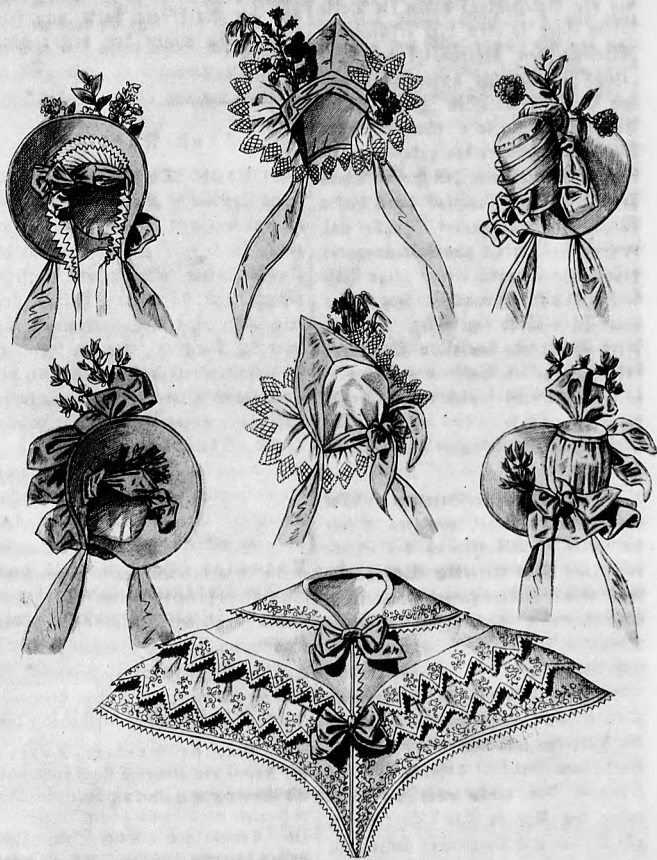
ischen zu
Vernünfs-
nach einer
vernünftig,
nun seine
prophenen
©.

e musika-
die über-
urch ihre
rdentliche
Nussehen
fall ärs-
men, und
Juni, im
line, dem
en lassen.
scheinung
lin a r
te einer
osen. Der
ses Kind
em, der
it ward.
daher eis
gewär-
-l.

d.

o p f u-
Naptes,
eten Geos
sondebon-
le. (Wie
wie hiemit
erte Bild
he leisten

Modes de Paris.



Der Spiegel